



Mehrfach ist in letzter Zeit darauf hingewiesen worden, in wie grotesker Weise die Tschechoslowakei ihre Grenzen gegenüber dem Deutschen Reich mit Sperren verarmelt. Die Straße am Hegerbau bei Jöhstadt bietet ein kennzeichnendes Bild. Durch die in Betonsockel eingelassenen Eisenbahnschienen, die wie Streichhölzer nach oben stehen, müssen sich die Fußgänger hindurchwinden und die Fuhrwerke, die sonst diese Straße benutzten, sind gezwungen, einen Kilometerweiten Umweg zu machen. Man kann über diese krassesten Bemühungen der Tschechoslowakei nur den Kopf schütteln.

Aufn. Joachim Schrahe

Das Verhältnis der Tschechoslowakei zu Deutschland

Ein Bericht Kroftas - Hoffnungen und Wünsche

Prag, 11. November.

In den außenpolitischen Ausschüssen der beiden Häuser des Prager Parlaments gab am 11. November der tschechoslowakische Außenminister Dr. Krofta einen ausführlichen Bericht über die auswärtige Lage. Er ging von dem Verständnis des verstorbenen Präsidenten Masaryk aus; dessen früher ausgesprochene Hoffnung auf eine allmähliche Verähnlichung der Welt habe sich aber leider nicht erfüllt. Die Nachrichten über die Verhandlungen der verschiedenen Konferenzen und Ausschüsse seien gewöhnlich keine freundliche Lesart für jene, die den Frieden Europas aufrichtig wollten.

Gemeinsamkeiten mit Moskau
Im weiteren Verlauf seiner Rede berührte Krofta die Beziehungen der Tschechoslowakei zu den Vereinigten Staaten, deren Präsident Roosevelt Anschauungen vertritt, die mit denen der tschechoslowakischen Öffentlichkeit übereinstimmen. Das einseitige Vorziehen der Linie in Europa in die Mitte Europas und darüber hinaus sei notwendig zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Die Verhandlungen mit Ungarn, die auf der Grundlage der Gleichberechtigung geführt würden, seien auf einem guten Wege; das Verhältnis zu Deutschland sei freundschaftlich. Frankreich habe neuerdings durch den Mund von Delbos betont, daß es alle seine Verpflichtungen gegenüber einem anwachsenden Staat voll erfüllen werde, was auch für die Tschechoslowakei von größter Bedeutung sei. Das englische Interesse für Mitteleuropa halte an.

Mit Sowjetrußland habe die Tschechoslowakei zwar nicht die offizielle Staatslehre gemein, wohl aber das gleiche gemeinsame Ziel der Aufrechterhaltung der neuen europäischen Ordnung.

Zu Deutschland übergehend
Bemerkt der Minister, daß man bisher Deutschland keine grundsätzliche antitschechoslowakische Politik nachsagen konnte. Leider müsse er heute mit Bedauern darauf hinweisen, daß die neue scharfe Kampagne der deutschen Presse gegen die Tschechoslowakei im Zusammenhang mit den bekannten Leipziger Vorfällen diese frühere Behauptung etwas abgeschwächt habe. Die Presse habe ein Ereignis, wie es heute jeden Augenblick in verschiedenen Staaten Europas in weit bedenklicher Form vorkommen könne (?), zum Vorwand (?) für Angriffe benutzt. Die Minister Krofta glaubte auf scharfe Zurückweisen zu müssen. Ja, er verließ sich sogar auf dem Satz, daß die Wahrheit groß verzerren worden sei. Er behauptet dies, weil dadurch das Streben nach einem guten gegenseitigen Verhältnis nicht gefördert worden sei.

Deutsche Verträge mit Prag
Nach einem Hinweis auf die „gerechte und menschliche“ Lösung der Minderheitenfrage in der Tschechoslowakei sprach

Krofta die Hoffnung aus, daß die Frage der deutschen Minderheit kein Hindernis für die guten Beziehungen der beiden Staaten bilden werde. Die amtlichen administrativen und wirtschaftlichen Beziehungen hätten nicht aufgehört, sich normal und reibungslos zu entfalten. Der Minister hob insbesondere hervor, daß die Tschechoslowakei vor kurzem von Deutschland die Versicherung erhielt, daß durch seine Kündigung der Vertragsbestimmungen über die Internationalität der Flüßläufe der auf Grund derselben zwischen den beiden Staaten abgeschlossene Vertrag über die tschechoslowakische Hafenzone in Hamburg nicht berührt werde. In den Verhandlungen über die Ergänzung des gegenseitigen Handelsvertrages, die soeben in Hamburg mit Erfolg beendet wurden, hätten beide Parteien die aufrichtige Bereitschaft zum gegenseitigen Verständnis zum Ausdruck gebracht. Im gleichen Sinne seien auch die Verhandlungen über das Gerichtsstatut geführt worden, die, wie der Minister hoffe, durch die Unterfertigung des diesbezüglichen Vertrages in Berlin abgeschlossen werden würden. Der Minister schloß seine Ausführungen mit den Worten: Es entsteht auch nicht des Interesses, daß sich die gegenseitigen persönlichen Beziehungen, z. B. bei der Reise unserer Oberkanalarbeiter nach Breslau, bei Sportreisen aus dem Reich in die Tschechoslowakei, bei der Fahrt der tschechoslowakischen Abordnungen zu den Reichstagen „Arzt durch Freunde“ nach Hamburg, regelmäßig in einer sehr guten Atmosphäre abspielen.

Es entspricht nur einem selbstverständlichen Geseh internationalen Anstandes, wenn tschechoslowakische Staatsbürger, auch solche tschechischer Nationalität, im Deutschen Reich, wie alle anderen ausländischen Gäste auch, höflich und zuvorkommend behandelt werden. Daß man umgekehrt das gleiche Geseh in der Tschechoslowakei Reichsdeutschen gegenüber im allgemeinen nicht befolgt, sei bei dieser Gelegenheit nur nebenbei bemerkt. Mit aller Entschiedenheit aber muß der Verwirrung der Begriffe entgegengetreten werden, die Herr Krofta anrichtet, wenn er das korrekte Verhalten der reichsdeutschen Seiten gleichsam als Freibrief für das Vorgehen der tschechischen Polizei gegen die Deutschen auslegt. Demgegenüber muß noch einmal deutlich betont werden, daß wir Reichsdeutschen alles Leid, das unseren Volksgenossen jenseits der Grenzen angetan wird, als Schlag gegen unser eigenes Fleisch und Blut empfinden, und uns entsprechend verhalten werden. Wie sich das Verhältnis des Deutschen Reiches zur Tschechoslowakei gestaltet, hängt also ganz und gar von Prag ab — wobei es freilich nicht genügt, unumstößliche, bittere Tatsachen, wie die Vorfälle von Leipzig-Schönbau, einfach abzulugnen und als „unwahr“ (!) zu bezeichnen, im übrigen aber unverbindlich von einer „gerechten und menschlichen“ Lösung der Minderheitenfrage zu sagen. Wir warten auf Taten.

Der letzte Schrei aus U.S.A.: Liegestreik

Newyork, 11. November.

Nachdem man in U.S.A. das Streiken in fast sämtlichen Abfertigungen hinreichend durchprobiert hat, haben neuerdings Newyorker Streikposten eine ebenso neue wie auch bequeme „Streikart“ herandgefunden und erstmalig in Newyork den „Liegestreik“ in Anwendung gebracht.

In der amerikanischen Hauptstadt spielen die Automatenrestaurants eine wichtige Rolle. Kein Wunder, daß sie bereits seit Monaten bestreikt werden. Jedoch gelang es bisher, den Betrieb durch neu eingeführtes Hilfsmaterial aufrechtzuerhalten. Als nun während der Mittagspause Tausende von Angestellten und Arbeiter ihre Büros und Fabriken verließen, um in ihren Stammbars zu essen, bot sich ihnen folgendes seltsame Bild: Vor dem einen der bestreikten Restaurants hatten 30 Streikposten, unter denen sich 8 Frauen befanden, sämtliche Eingänge blockiert, indem sie sich auf den Rücken legten und so die Benutzung der Eingänge verhinderten. Innerhalb weniger Minuten hatte sich eine riesige Menschenmenge angeammelt, die interessiert zuschaute und den gesamten Wagen- und Fußgängerverkehr aufhielt. Sehr bald erschienen Polizeibeamte und verließen unter lautem Gejohle die „Liegestreiker“ auf bereitstehende Transportwagen. Insgesamt kam es zu 64 Verhaftungen, bei denen wiederholt den Beamten tätlicher Widerstand geleistet wurde.

Hauptkampfgebiet jetzt westlich Schanghai

Schanghai, 11. November.

Nachdem die Japaner Kanton eingenommen und auch Putung besetzt haben, ist der Donnerstag wohl der letzte Großkampftag in Schanghai gewesen. In Kanton betrug die Zahl der Toten und Verwundeten einige hundert. Der angerichtete Sachschaden geht in die Millionen. Das Hauptkampfgebiet ist jetzt weit von Schanghai weg verlegt worden, und zwar nach Westen. Die chinesische Hauptlinie verläuft, vermutet man, nimmend von Kanton—Tschang—Kashing, also vom Jangtse über das Seengebiet bis zur Gangesmündung. Für die Internationale Niederlassung in Schanghai, die völlig von den Japanern eingekreist ist, ergibt sich jetzt eine ganz neue politische und wirtschaftliche Lage. An den Toren der französischen Konzeption spielten sich wieder verzweigte Szenen ab, da Tausende von Chinesen Einlass in die Niederlassung suchten.

Halbamtlich wird mitgeteilt, daß das „Kaiserliche Hauptquartier“, dessen Errichtung demnächst erfolgen wird, eine rein militärische Befehlsstelle darstellt. Demnach ist der ursprüngliche Plan aufgegeben worden, der in diesem „Hauptquartier“ neben einem militärischen Oberkommando auch eine besondere Regierungsstelle zur Durchführung von Kriegsgesetzen unter militärischer Leitung vorlag.

Siebenstündiger Fliegeralarm über Westjapan

Tokio, 11. November.

Ein Luftkampf zwischen japanischen und drei chinesischen Flugzeugen in der Nähe der Saddle-Iseln vor der Ganyow-Bucht war der Anlaß zu einem Fliegeralarm für Westjapan, der erst nach sieben Stunden beendet wurde, nachdem die feindlichen Flieger abgeschossen worden waren. Der Alarm war aufcheinend dadurch verursacht worden, daß ein chinesisches Flugzeug während des Luftkampfes versuchte, nach Oken zu entkommen.

Der belgische König am Dienstag in London

Brüssel, 11. November.

König Leopold wird sich am kommenden Dienstag dem 10. November, zu seinem offiziellen Staatsbesuch nach London begeben. Wie es in Brüssel heißt, wird der belgische König „sehr bedeutsame Besprechungen“ zu führen haben, die sich auf die internationale Lage beziehen. Außenminister Spaak wird den König begleiten.

Polnische Minderheitenschule in Marienwerder

In Marienwerder wurde eine private Schule mit polnischer Unterrichtssprache und gymnasialem Lehrplan eröffnet. Die Eröffnung dieser Schule beweist das Entgegenkommen, das dem Schulwesen der polnischen Minderheit im Deutschen Reich gewährt wird.

Die „Wertlosigkeit“ der deutschen Kolonien. Die Mandatskommission des Völkerbundes beschäftigte sich am Donnerstag mit dem Jahresplan der französischen Mandatsverwaltung für Kamerun für das Jahr 1938. Die Ausfuhr im Jahre 1936 ist danach gegenüber dem Vorjahr beträchtlich gestiegen.

Raus- und Klauenfische auch in England. Seit dem 16. Oktober sind in Ost- und Südostengland an verschiedenen Stellen 40 Fälle von Raus- und Klauenfische aufgetreten.

Zu Christoph Willibald Glucks 150. Todestag

Am 15. November 1787 werden 150 Jahre vergangen sein, seit Christoph Willibald Gluck, der große Opernreformator des 18. Jahrhunderts, in Wien starb. In Dresden ist das Andenken Glucks, dessen bedeutendste Werke mit die ältesten Bestandteile des heutigen Opernspielplans sind, stets in Ehren gehalten worden. Als Dresdner Hofkapellmeister hat Richard Wagner die Erinnerung an Gluck durch taktvolle Neubearbeitungen und vorzügliche Aufführungen seiner Meisterwerke wieder lebendig gemacht. Später ist in Dellerau diesen Werken sogar so etwas wie eine eigene Festspielstätte entstanden. So bedeutet auch der letzte Gedenktag für Dresden mehr als ein bloßes geschichtliches Datum, wiewohl er natürlich doch gerade zu geschichtlichen Betrachtungen lockt. Sie lassen sich im Falle Gluck heute unschwer anstellen.

So liegt zunächst das Leben des Meisters wenigstens in den Hauptzügen klar vor Augen. Gluck wurde am 2. Juli 1714 in Erasbach bei Berging in der Oberpfalz als Sohn eines Hofrichters geboren. Seine Jugendzweckung erhielt er auf dem Jesuitengymnasium in Komotau, wo er auch mannigfache künstlerische Anregungen und den ersten gründlichen Musikunterricht empfing. Vornehme Gönner ermöglichten es dem Jüngling, dessen musikalisches Talent früh hervortrat, sich in Italien auszubilden, und zwar bei Sammartini in Mailand. Das Ziel des Kunstjünglers war, wie für den vornehmen Musiker von damals selbstverständlich, die Laufbahn des italienischen Opernkomponisten. Seit Anfang der vierziger Jahre leben wir dann tatsächlich den jungen Maestro mit zahlreichen italienischen Modewerken herkömmlicher Form hervortreten, die den zukünftigen Reformator noch kaum ahnen lassen. Ein 1745/46 unternommener Versuch, in London als Opernkomponist Fuß zu fassen, mißlang. Nach abermaligem mehrjährigem Wanderleben als Dirigent der Mignottischen Operntroupe, als welcher Gluck auch einmal eines seiner Werke in Venedig aufführte, fand er endlich in Wien 1754 als Hofkapellmeister feste Stellung.

Dies vollzog sich nun unter den verschiedenartigsten Einflüssen von außen jenseits Wandlung in seinem schöpferischen Schicksal, die ihn zum Reformator der Oper werden ließ. Am 5. Oktober 1762 kam in Wien mit „Orfeo“ die erste der Reformoperen zur Aufführung, an die sich Glucks musikalisch-literarischer Aufbruch knüpfte. In „Alceste“ (1767) und „Paris und Helena“ (1770) schritt Gluck auf gleicher Bahn weiter, nicht ohne inwischen auch der herkömmlichen Opernmode noch das eine oder andere Opfer zu bringen.

Als dahin war seine Reformtätigkeit, der es von Anfang an neben begeisteter Zustimmung auch an Gegnerschaft nicht fehlte, mehr oder minder ein Wiener Lokalereignis ge-



Aufn. Lührich

Christoph Willibald Gluck
blieben. Dies änderte sich, als Gluck durch Vermittlung des französischen Gesandtschaftsattachés Du Ronquier Aufnahme in der Pariser Oper erhielt; damit war seine Kunst in den

Mittelpunkt des Interesses der ganzen gebildeten Welt gerückt. Mit „Iphigenie in Aulis“ (1774) errang der Meister in Frankreichs Hauptstadt einen ungewöhnlichen Erfolg. Freilich erlitt er gleichzeitig auch seine Gegnerschaft, die ihm nun in dem außerordentlich begabten Italiener Piccini einen gefährlichen Rivalen an die Seite stellte. Im Anschluß daran entspann sich in der musikalischen Welt ein regelrechter Parteitampf, der „Streit der Gluckisten und Piccinisten“, der jahrelang mit großer Heftigkeit in Broschüren, Flugblättern, Zeitungen usw. sich ausübte, und in manchen Phasen auffallend den ein Jahrhundert späteren Streit um Wagner und Wagner vorwegnahm. Gluck selbst hatte zunächst mit „Armida“ (1777) halb und halb einen Mißerfolg zu verzeichnen, schlug aber endlich mit seinem reifen und schönsten Werk, dem „Iphigenie auf Tauris“ (1779), die Gegner endgültig aus dem Feld und konnte den Platz als Triumphator verlassen. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er wieder in Wien. Am 15. November 1787 machte ein Schlagfluß dem Leben des Meisters ein Ende.

Was Gluck allgemeine historische Stellung betrifft, so hat die alte Anschauung, der Schöpfer des „Orpheus“ sei ein vom Himmel gefallener Messias gewesen, welcher der in Grund und Boden verderbten Oper seiner Zeit erst wieder die eigentlichen Gesetze der Kunst erschlossen habe, ebenfalls längst einer mahvolleren und richtigeren Auffassung Platz machen müssen. Glucks Reform, deren Wesen man am klarsten mit dem Schlagwort kennzeichnen kann, daß sie der dramatischen Natur der Oper gegenüber der reinmusikalischen wieder zum Rechte verhalf, steht so wenig wie die gleichzeitige Wagnersche Reform in ihrer Umgebung. An Gändels Dramatik wie an dem Musikdrama Frankreichs, namentlich der Kunst Hamanns, konnte Gluck in erster Linie hochbedeutende Anhaltspunkte für einen vertieften musikalischen Stil finden. Auch die Umwälzung, die in einem Teil der italienischen Oper selbst vorging und die sogenannte „Zweite neapolitanische Schule“ mit den dramatisch ersten Werken eines Tomelli, Dasse und Traetta hatte entstehen lassen, war nicht ohne Einfluß auf Gluck geblieben, und endlich mögen ihn auch die in Wien, wo er seine erste Reformoper schrieb, fortbestehenden Traditionen eines Ruz und Badia, mit ihrem manchmal etwas altäuerischen, aber immerhin imponierenden kontrapunktischen Erba in seinen reformatorischen Plänen unterstützt und bestärkt haben.

Recht es somit nicht an zahlreichen musikalischen Berührungspunkten zwischen Gluck und seiner Zeit, so steht sich nicht minder die Gesamteinschätzung seiner reformatorischen Kunst als durchaus im Einklang mit einer der bedeutendsten Geistesströmungen von damals lebend heraus. Die Gluckische